



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Das Bildungswesen. Von Lorenz von Stein. Dritter Teil. Erstes Heft. Die Zeit bis zum neunzehnten Jahrhundert. Stuttgart, J. G. Cotta, 1884.

Den ersten in diesen Blättern besprochenen Teilen ist früher, als selbst bei der bewundernswerten Schaffenskraft des Verfassers erwartet werden konnte, der dritte Teil gefolgt. Derselbe nimmt seinen Ausgang von der Reformation und zeigt von dem hohen Standpunkte, den nur eine tiefgründliche und ebenso vielseitige Wissenschaft gewähren kann, in den großen Zügen wie in den Einzelheiten, wie die Reformation der Kirche zu einer Reformation in Bildung und in Bildungswesen wurde. Neben dem Glauben eröffnet sich ein neues, weites geistiges Gebiet, und das bisher mit dem Kredo verknüpfte Bildungswesen gestaltet sich allmählich zu einem staatsbürgerlichen aus. Dieser Gedanke wird innerlich an der Fortentwicklung der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen (Philosophie, Natur-, Rechts- und Staatswissenschaft) gezeigt und äußerlich an den Hauptfaktoren der Bildung (Universitäten, Gymnasien, Volksschulen) dargelegt. Dabei behandelt der Verfasser das deutsche Bildungswesen immer nur als einen Teil und im Zusammenhange mit dem gleichen in den großen europäischen Kulturländern, und so wird das ganze Werk zu einer Geschichte der europäischen Bildung überhaupt. Erst nachdem der größte Teil des Unternehmens fertig vorliegt, ist der Zweifel über die Möglichkeit eines solchen gehoben und ein neues epochemachendes Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft geschaffen.

Auf Einzelheiten näher einzugehen, verbietet der hier vergönnte Raum. Es kann aber nur wiederholt werden, daß das Buch sich ebenso an den Gelehrten wie an den gebildeten Laien wendet, und daß abgesehen von dem reichen Inhalt auch die ansprechende Darstellung, die sich von allem sonst üblichen Gelehrtenkram fernhält, überall einen wahren Genuß bieten und dem größten Interesse be-
gegen wird.

Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage. Nach Manuskripten gedruckt und mit Autorisation der Verfasser zum erstenmale herausgegeben, mit biographischen Skizzen der Autoren und einem Vorworte versehen von J. Singer. Mit zwei Kabinetts-schreiben: Seiner Majestät des Königs von Württemberg und Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. Wien, D. Franck, 1885.

Auf 298 Seiten stattlichsten Formats enthält dieses Buch Briefe, welche namhafte Männer freisinniger Richtung in Politik und Wissenschaft an den Herausgeber gerichtet haben als Antwort auf die Zusendung seiner die Frage des Antisemitismus behandelnden Schrift „Sollen die Juden Christen werden?“ (2. Auflage, 1884). Mit Recht geht Singer dabei von der Ansicht aus, daß alle Äußerungen hervorragender Juden gegen die Vorwürfe der Antisemiten doch nur eine sehr geringe Wirkung haben können, da diese Anwälte des Judentums ja zugleich Parteigeist sind. Er beabsichtigt darum, die „intelligenten Kreise der Bevölkerung, welche kraft ihrer höheren Bildung Vernunftgründen noch zugänglich sind,“ durch das, was vorur-

teilsfreie Christen zur Entschuldigung des Judentums geäußert haben, von der Grundlosigkeit der gegen die Juden erhobenen Anschuldigungen zu überzeugen.

Nun sind aber verschiedene Briefe nichts weiter als höfliche Empfangsbescheinigungen. Wer Max Müllers wortreichen Stil und seine verbindliche Artigkeit kennt, wird auf folgenden Brief kein großes Gewicht legen: „Ihr Einwirken habe ich mit Freude gelesen. Wie unendlich bedeutender sind die Wahrheiten, in denen nicht nur Judentum, Christentum und Islam, sondern alle Religionen übereinstimmen, als die Dogmen, über welche Rabbinen, Priester und Mönche zanken und streiten. Hoffen wir, obgleich wir nun schon fast zweitausend Jahre vergebens gehofft haben, daß die Zeit doch kommen wird, wo wir weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werden den Vater anbeten — und wenn dies Heil von den Juden kommen soll — warum nicht?“

Andererseits sind doch auch die Antworten, welche diese Gesinnungsgenossen eines jüdischen Liberalen gegeben haben, nicht immer ganz befriedigend ausgefallen. Es ist Singer in dieser Hinsicht etwas bange um den Eindruck, den die von ihm herausgegebenen Briefe auf seine Glaubensgenossen machen werden. Er sagt deshalb in seinem Vorworte, welches zu einem nicht geringen Teile nichts als ein Zitatensonglomerat aus den darauf folgenden Briefen ist: „Von vornherein erkläre ich es für ein unwürdiges Unternehmen, wenn sich etwa anläßlich einiger Aussprüche in meiner Sammlung jüdische Schriftsteller hinreißen ließen, die betreffenden Männer als Freunde der Antisemiten und als Feinde der Juden hinzustellen.“

Den Standpunkt, den er selbst vertritt, ist der des flachsten Liberalismus, und zwar des spezifisch österreichischen Liberalismus. Man kann es auch schon aus dieser Vorrede ersehen, wie es kommt, daß die Deutschen des cisleithanischen Oesterreichs als die eigentlichen Vertreter dieses alles Positive negirenden Liberalismus, mit deren Standpunkt sich der Verfasser des Vorwortes identifiziert, keine regierungsfähige Partei zu bilden imstande sind. Interessant ist es überdies zu sehen, daß er Christentum und katholischen Ultramontanismus einfach als gleichbedeutend ansieht, wie er auch von dem gesamten Protestantismus offenbar nichts anderes kennt als Stöcker, den er stets mit dem geschmackvollen Beiworte „Hofderwisch“ beehrt, ganz dem entsprechend, daß er die katholischen Geistlichen überall nur als Schwarzröcke oder Schwarzkutten bezeichnet. So geht aus allem das für Leute seines Standpunktes trotz redlichsten Strebens kaum je überwindbare Unvermögen hervor, die Berechtigung anderer Anschauungen zu würdigen und anzuerkennen.

Die den Briefen vorangestellten biographischen Skizzen der Autoren, die dazu dienen sollen, „dem in der Literatur minder bewanderten Leser mit wenigen Worten ein Bild von der Persönlichkeit des Autors zu verschaffen,“ sind zum größten Teil, wie der Verfasser selber mitteilt, dem „Biographischen Schriftstellerlexikon“ aus dem Verlage des Bibliographischen Instituts entnommen. Bei aller Anerkennung der Brauchbarkeit dieses Nachschlagewerkes müssen wir doch bezweifeln, daß der Leser sich nach derartigen Notizen „ein Bild von der Persönlichkeit des Autors“ zu machen imstande sei.

Die außereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Szenen aus dem Volksleben und kulturgeschichtliche Darstellungen. Zur Belebung und Vertiefung des geographischen Unterrichts, sowie für Freunde der Völkerkunde. Nach den besten und neuesten Quellen von Dr. Johannes Baumgarten. Kassel, Th. Kay, 1885.

Diese Sammlung ethnographischer Charakterbilder, welche man Grubes Geographischen Charakterbildern an die Seite stellen kann, will dem seit 1870

bedeutend gestiegenen Interesse für Ethnologie in der gegenwärtigen, umfassenderen Ausdehnung des Begriffs der „Völkerkunde“ dienen. Dem entsprechend beschränkt sich der Verfasser nicht auf Themata der eigentlichen Ethnographie oder „Völkerbeschreibung,“ sondern er hat auch aus den Gebieten der Sprachgeschichte, der Volksdichtung, überhaupt der Kulturgeschichte und Völkerpsychologie, eine Reihe von prägnanten Darstellungen aufgenommen, welche das ethnographische Bild der behandelten Völker auch von diesen, früher meist gänzlich übersehenen Seiten charakteristisch beleuchten.

Den Stoff hat er den besten und neuesten Quellen entlehnt, auch mit Verständnis und formellem Geschick bearbeitet. Etwa vierzig Aufsätze oder Uebersetzungen stammen aus seiner eignen Feder, andre Partien sind wörtlich aus bewährten Werken herübergenommen, welche teils mehr zusammenfassende Darstellungen der Ethnologie sind, wie Beshels „Völkerkunde,“ Friedrich Müllers „Allgemeine Ethnographie“ und Bastians „Allgemeine Grundzüge der Ethnologie,“ teils die Schilderungen berühmter Reisender enthalten, wie denn z. B. für die Völker Afrikas von deutschen Reisenden G. Kohns, Freiherr von Malzan, Oskar Lenz u. a., von ausländischen Kapitän Villot, Ausone de Chancel, General Damas, ferner Samuel White Baker, Livingstone, Burton, Bayard Taylor u. a. zum Worte kommen. Von periodisch erscheinenden Schriften haben u. a. die „Tägliche Rundschau“ und die „Zeitschrift für Erdkunde“ verschiednen Stoff geboten. Zur Charakteristik der heutigen Türken ist eine Partie aus dem Werke des durch seine treffenden Reiseschilderungen bekannten Italieners Edmondo de Amicis aufgenommen.

In den der Behandlung der einzelnen Völker Afrikas, Australiens, Amerikas und Asiens vorausgeschickten allgemeineren Kapiteln handelt der Verfasser über die Sprache als Klassifikationsmittel der Völkerkunde, über Kultur und Kulturvölker, sowie über die Kulturmittelpunkte der Menschheit; von noch größerm Interesse aber sind die den Schluß dieser einleitenden Kapitel bildenden Aufsätze über die Missionäre als Pioniere der Wissenschaft und höheren Gesittung, in denen er die Thatfache betont, daß keine Kolonie unter barbarischen Völkern ohne Missionsanstalten bestehen kann, und den Verdiensten der Missionäre um die Wissenschaft, besonders um die Kenntnis der Sprachen der barbarischen Völker, die höchste Anerkennung zollt. Freilich haben nicht alle Missionäre in gleich uneigennütziger Weise gewirkt, wie anerkanntermaßen unsre deutschen Missionäre protestantischer und katholischer Konfession, die es immer als ihre Aufgabe angesehen haben, die Naturvölker, unter denen sie wirken, vor unbilliger Uebervorteilung, vor einem Ausbeutungssystem, auch vor der Einführung von Spirituosen zu schützen.

Am Schlusse des Vorwortes spricht der Verfasser der Buchdruckerei, die den Druck ausgeführt hat, seine Anerkennung aus für die außerordentliche Gewissenhaftigkeit und Intelligenz, mit welcher sie den nicht leichten Druck besorgt habe. Wir schließen uns dieser Anerkennung an, indem wir die Verantwortung für einige böse Druckfehler (z. B. *mutatio mutandio*, ferner: „für die erst im Entstehen begriffene naturwissenschaftliche Ethnologie, jener großartigen Wissenschaft“) dem Verfasser zueignen.

Amer und Jägerleut'. Neue Hochlandgeschichten von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, A. Bonz u. Comp., 1885.

Es erinnert etwas an Turgenjew, wenn sich der Autor dieses Buches in den drei von den fünf Geschichten, welche in der Ich-Form vorgetragen werden, als passionirten Jäger einführt; auch die Haltung, welche dieser Jäger gegenüber der Natur, Grenzboten I. 1885.

die er begeistert preist, den geschilderten Menschen und ihren ganz objektiv erzählten Geschichten einnimmt, erinnert an ihn, wenngleich eine Tendenz im übrigen ausgeschlossen bleibt. Dadurch aber hat sich Ganghofer eine Spielart der Dorfgeschichte geschaffen, welche sich von den Erzählungen eines Rosegger oder Auzengruber merklich unterscheidet. So wenig er es, klugerweise, besonders hervorhebt, so stellt er sich doch deutlich als ein Stadtherr dem Volke gegenüber; er läßt es aber weder so tief-sinnig philosophiren, wie der Wiener, noch ergreift er so leidenschaftlich rousseauisch Partei für dasselbe, wie der steiermärkische Schriftsteller. Er bemüht sich so realistisch als möglich der Wahrheit nahe zu bleiben. Aber — und das sei zu seinem Lobe hervorgehoben — so ernst alle die Katastrophen auch sind: eine gewisse Heiterkeit, eine klare Gemütsruhe geht über dem Ernst nicht verloren. Die Geschichten spielen meist in dem rauhen Gebirgswinkel des Berchtesgadner Landes, an der bairisch-salzburgischen Grenze. Es sind arme Leute, die auftreten: Sennerinnen und Jäger; von einer konventionellen Romantik hat sich Ganghofer allerdings noch nicht frei gemacht, auch haftet den Gestalten noch zusehr das Typisch-Allgemeine an, zu wirklicher Individualisierung hat er es noch nicht gebracht. Es liegt vielleicht im Stoff: ein Jäger ist ein Jäger, die eine Sennerin ist wie die andere; doch ist ja auch die Wahl des Stoffes Sache des Dichters. Auch in der Form wird Ganghofer noch zu lernen haben. Wenn er z. B. in einer Novelle zwei parallel laufende Handlungen verfolgen will, wie im „Schapei“ und im „Falkensfang,“ so wird er sie in eine innerlich einander mehr bedingende Verbindung zu bringen lernen müssen, als es hier geschehen ist. Dagegen besitzt er schon jetzt Vorzüge, die ihm einen eignen Wert verleihen. Er erzählt spannend, fesselnd, dramatisch bewegt; er läßt seine Gestalten sich ganz, von innen heraus aussprechen, sich entfalten. Er hat — was heutzutage übrigens in die Mode kommt — eine anmutige Kunst in der Zeichnung von Tieren, er hat die Tiere genau beobachtet und schildert sie sehr anschaulich. Die Schilderung des jungen Schäfleins in „Schapei“ — das ist der Name des zierlichen Tierchens selbst — ist meisterhaft, ebenso die von Hunden, deren Behandlungsweise von seiten ihrer Herren sehr glücklich zur Charakteristik der letzteren benützt wird; daß er das Schäflein aber oft geradezu zum Helden der Geschichte macht, wenn auch immer nur humoristischer Weise, ist verfehlt. Ganghofer verwendet endlich den oberbairischen Dialekt mit wirklicher Virtuosität, und in der Natürlichkeit, der glaubwürdigen Wahrheit, der Unmittelbarkeit dieser dialektischen Reden kann er sich füglich Rosegger an die Seite stellen. Wenn sich Ganghofer mit künstlerischem Ernst zu einer durchgebildeteren Form durcharbeitet, wenn er, bei dem Wohlwollen, welches ihm von der Kritik allseits entgegengebracht wird, sich auf den Standpunkt des Noblesse oblige stellt und sich bestrebt, wahrhaft eigne, originelle Motive darzustellen, so darf man des Besten in seinem Genre von ihm gewärtig sein. Als Beispiel seiner Dialektbehandlung sei hier das Bekenntnis eines seiner Jäger zitiert, hinter dem wohl ein Teil des Dichters steckt: „Sa, wann ich kein Jaager net sein könnt', möcht' ich gleich lieber gar net auf der Welt sein! So 'was Schöns gibt's ja gar nimmer! Aber weißt — es is net g'rad weg'm Schießen und Jaagern — ah na — aber wann so draußen bist, in die Berg', und du schauft so umeinander, und du hörst so alles — da a Tierl und dort a Bögerl — und nachher der Himmel und die Felsen — und drunten nachher die Bäum' und 's Thal, wo d'Sonn' dreinscheint, daß nur die Wacherln g'rad so bliken — ja — weißt — da geht dir g'rad 's Herz auseinander, und du mußt Suh schreien, ob d'willst oder net!“

Hermann. Deutsches Helbengedicht in zwölf Gesängen von M. E. delle Grazie. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Wien, Konegen, 1885. — Die Figeunerin. Eine Erzählung aus dem ungarischen Haidelande, von ebd'sb. — Saul. Tragödie in fünf Akten, von ebd'sb.

An die Lektüre dieser drei Werke sind wir mit großer Erwartung gegangen. Von vielen Seiten hatten wir ein ganz ungewöhnliches Lob ihres Verfassers gehört. Vom „Hermann“ hieß es, die moderne Epik habe nicht viel erzeugt, was ihm an die Seite gesetzt werden könne; vom „Saul“ hatten wir gelesen, der verstorbene Laube habe ihn, so wie er vorliege, d. h. ohne Abstrich, was bei dem streichlustigen alten Dramaturgen nicht wenig sagen wollte, für die Bühnenaufführung fähig erklärt; die Erzählung schließlich wurde kurzweg in einem Wiener Blatte, als „wahres Kabinetstück“ gefeiert. Mehr als einen vollen Druckbogen im Lob übersprudelnder Rezensionen aus vielen deutschen Blättern konnte der Verleger jedem Buche anheften. Daraus erfuhren wir auch, daß der Dichter ein Fräulein sei, Marie Eugenie delle Grazie heiße, aus Ungarisch-Weißenburg stamme, jetzt wohl in Wien lebe, noch nicht ganz zwanzig Jahre alt sei, daß man sich das großartigste von ihm verspreche, daß ein in der Aesthetik berühmter Wiener Professor die Dame eifrigst beschütze, und daß sie, wie es in jenem erwähnten Wiener Blatte hieß, ohne darum anzusuchen, ein zweites mal von der Schwestern-Fröhlich-Stiftung für würdige Künstler einen Ehrensold bekommen habe. Wir müssen, auf die Gefahr hin, recht ungalant zu erscheinen, unsrer Verwunderung über all dieses maßlose Lob und die, wie uns scheint, ungemaine Ueberschätzung des Wertes obiger Dichtungen Ausdruck geben, nachdem uns die Lektüre derselben so bitter enttäuscht hat. Wir wollen nicht behaupten, daß jenes Lob der Clique und ihrer brutalen Reklame entstamme; ein zwanzigjähriges Mädchen kann nicht das literarische Geschäft betreiben, und ferner ist auch der Ton jener ästhetischen Rezensionen im ganzen zu ehrlich und aufrichtig. Aber wenn wir auch annehmen wollen, daß ein großer Teil jener Anpreisungen auf Rechnung der zwanzig Jahre der produzierenden Dame zu setzen sei, welches jugendliche Alter die Nachsicht zu erfordern scheint — scheint, sagen wir, denn das Alter geht uns nichts an, wer zwingt sie, in die Öffentlichkeit zu treten? und wenn es geschieht, hält sie sich damit nicht für reif genug dafür? —, so bleibt doch immerhin noch soviel Lob übrig, daß wir es in seinem Umfange keineswegs berechtigt finden können. Eben jene Eigenschaft, welche am meisten an Fräulein delle Grazie gepriesen wird, die ungewöhnliche Herrschaft über die Sprache, scheint uns die größte Reserve von seiten einer anerkennungslustigen Kritik zur Pflicht zu machen. Aber freilich müßten mehr Menschen, als es der Fall ist, einmal zu der Einsicht gekommen sein, daß der Dichter ein Bildner sei, daß Poesie und Rhetorik zwei grundverschiedne Thätigkeiten sind, daß es in der Dichtkunst nicht aufs Schönreden, sondern aufs Schöngestalten ankommt, und daß das Stammeln des jugendlichen Genius bedeutungsvoller für seine Zukunft sein kann, als der in mächtigem Schwallen sich ergießende Strom eines äußerlichen Talentes. Wäre diese Erkenntnis verbreiteter, so würde man auch im Urtheile über Fräulein delle Grazie vorsichtiger sein. Das einzig bewundernswerte, was wir an ihr fanden, war die nie verlegene Suada in ihren Büchern: eine sentimentale, durch keine tiefere innerliche Arbeit aufgehaltene, unbillliche Rhetorik, die allerdings als solche ungewöhnlich ist. Von einem höheren künstlerischen Gestaltungstriebe, von jener Keuschheit, die nie das letzte Wort sagt, von jenem Lakonismus, der mit wenig Worten seiner Wirkung sicher ist, von jenem Sprechen in Bildern, welches dem Genie eigen ist — von alledem keine Spur. Und wie es schon in der menschlichen Natur liegt, daß jedermann, bewußt oder unbewußt, in der Sphäre seiner ihm

eigenthlichen Begabung seine Erfolge sucht, weil er hier seine Stärke fühlt, so sind alle Ziele und Höhepunkte der Dichtungen delle Grazie nichts als große Wortgefechte, lange Prunkreden, große Phrasen. Mit einer gewissen Naivität giebt sie sich ihrem Gange nach dem Prunk und Schwall der Rede hin, aber sie hat wohl keine Ahnung, wie weit sie sich von der wahren plastischen Kunst darstellender Poesie entfernt.

Vom Heroischen hat das so anspruchsvoll auftretende „deutsche Heldengedicht Hermann“ ungefähr soviel als ein schwärmerisches, sentimentales junges Mädchen, welches das beste Herz von der Welt, aber keine Kenntnis von Charakteren haben kann. Ist doch schon die Rhetorik als solche der extreme Gegensatz des heroisch epischen Stiles. Es ist rührend, wie sie Flavius in der Poesie rehabilitirt, und ihn mit einem ganz und gar unpassenden schwungvollen Lobe Romas sich in die alten Rechte bei seinen Landsleuten wieder einschmeicheln läßt. Von historischem Geiste ist, wie man sieht, in diesem Heldengedicht, oder sagen wir lieber Erzählung in Reimen, blutwenig zu finden, und wir meinen doch, daß der Epiker einige Pflicht dazu hätte, sich vom Historiker, dessen schlichte Thatsächlichkeit hier weit gewaltiger erscheint, nicht überflügeln zu lassen. Den Leuten schließlich patriotische Prophezeiungen von rückwärts aus in den Mund zu legen, sollte doch nachgerade für kindisch gehalten werden. Ohne einen Realismus, der das Wirklichkeitsgefühl des modernen Lesers berücksichtigt, ist heutzutage die Kunst nicht mehr denkbar, und es ist nicht wahr, daß der Dichter mit einem historischen Stoffe umspringen könne, wie er wolle. Jedenfalls ist die Wirklichkeit poetischer als die Phantasie delle Grazie, was auch vom „Saul“ der Tragödie, gesagt werden muß. Im ersten Buche Samuelis, Kapitel 15 ff. wird erzählt, wie Saul, wegen seiner Schonung König Agags, sich mit dem Propheten überwarf, und David daher zum König gesalbt wurde. Saul gilt als ein Abtrünniger; aber der Knabe David erwirbt sich Ruhm durch die Erlegung des Riesen Goliath und später als Feldherr; die Weiber singen: Saul erlegte tausend, David aber zehntausend. Man sieht: der heroische Zug charakterisirt die ganze Zeit, und zugleich wird Davids Krönung zum Nachfolger politisch motivirt. Delle Grazie aber macht aus Saul einen modernen Zweifler, der tragisch im Kampfe mit dem strenggläubigen Jehovapriester untergeht, und David, jene verklärte Sängergestalt, welche die Phantasie der Menschheit zum Vater des Hauses machte, aus dem der Erlöser kommen sollte, jener David erscheint in der Dichtung „Saul“ als ein ganz gemeiner Streber und wankelmütiger Patron, der sich zum Werkzeug der Priester hergiebt, ohne daß im mindesten der Versuch gemacht wäre, durch andre als Worte seine Wahl zum Könige zu motiviren. Vom biblischen Geiste und Kolorit, welche etwa ein Hebbel wiederzugeben sich künstlerisch verpflichtet hielt, ist ebensowenig in diesem Drama wie vom heroischen. Eine gewisse Begabung für theatralische Effekte soll nicht verkannt werden.

Am unbedeutendsten ist die Erzählung in Prosa, abgestandene Zigeunerromantik, und natürlich wieder verbrämt mit Rhetorik.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.